

EINLEITUNG

Im März 2013 schlossen das in Berlin-Buch ansässige Max-Delbrück-Centrum für Molekulare Medizin (MDC) und die Charité-Universitätsmedizin Berlin einen Vertrag zur Bildung des Berliner Instituts für Gesundheitsforschung/Berlin Institute of Health (BIH). Die Ähnlichkeit des Kürzels mit jenem der größten biomedizinischen Forschungsinstitution der Welt, der National Institutes of Health (NIH) in den USA, verdeutlicht die großen Ambitionen des Projekts: die Schaffung eines national führenden und international konkurrenzfähigen Potentials in der medizinisch orientierten molekularbiologischen Forschung sowie eine engere Verknüpfung von experimenteller Wissenschaft und klinischer Praxis. Für den Forschungsstandort Berlin-Buch ist dieser Anspruch keine Neuheit. Das Großforschungsinstitut MDC ging bei seiner Gründung 1992 aus dem biologisch-medizinischen Forschungszentrum der Akademie der Wissenschaften der DDR hervor, das im zentralistischen Wissenschaftssystem des sozialistischen Staates ähnliche Funktionen erfüllen sollte. 1947 wurde in den Gebäuden des vormaligen Kaiser-Wilhelm-Instituts für Hirnforschung (KWIH) das Institut für Medizin und Biologie (IMB) der Deutschen Akademie der Wissenschaften (DAW) gegründet. Ähnlich wie seine Vorläuferinstitution, die neue Maßstäbe für die außeruniversitäre neurobiologische Forschung gesetzt hatte, sollte das IMB den Leitbildern der interdisziplinären Kooperation und der Einheit von Laborforschung und Klinik folgen. Ursprünglich als klinisch-experimentelles Krebsforschungsinstitut konzipiert, erfuhr es mit dem Ausbau zum größten biologisch-medizinischen Institutskomplex der DDR eine Erweiterung um neue Projekte der biowissenschaftlichen Grundlagenforschung. Diese Ausdifferenzierung führte schließlich dazu, dass der Institutsverband 1972 in die drei „Zentralinstitute“ für Molekularbiologie (ZIM), Krebsforschung (ZIK) und Herz-Kreislauf-Forschung (ZIHK) aufgegliedert wurde. Während damit die Verbindung von experimenteller und klinischer Arbeit formal in den Hintergrund rückte, sollte die Neustrukturierung die Funktion der Bucher Institute als „Leitinstitutionen“ stärken, deren Aufgabe darin bestand, auf ihren Fachgebieten durch die Konzentration qualifizierter SpezialistInnen und erstklassiger Forschungsmittel Schlüsselthemen zu bearbeiten, Anstöße für Hochschul- und Industrieforschung zu geben und, nicht zuletzt, den Kontakt zur internationalen Entwicklung aufrechtzuerhalten.

Die Geschichte eines multidisziplinären Institutsverbandes von so zentraler nationaler Bedeutung führt zwangsläufig über die Darstellung von Besonderheiten einer lokalen Wissenschaftskultur hinaus. Sie berührt Fragen nach generellen Tendenzen der Wissenschaftspolitik, nach Strukturmerkmalen moderner Naturwissenschaften sowie nach den Wechselwirkungen zwischen Forschungspraxis und ihren ökonomischen Rahmenbedingungen. Buch war – dies soll der Titel dieser

Arbeit ausdrücken – seit 1947 ein wissenschaftliches Zentrum nicht nur in dem Sinne, dass hier verschiedene fundamentale Entwicklungen der biologischen und medizinischen Forschung nebeneinander verliefen. Es war ein Angelpunkt für die Forschungs- und Gesundheitspolitik der DDR, an dem verhandelt wurde, wie die beschränkten wissenschaftlichen Ressourcen der kleinen Planwirtschaft möglichst effektiv eingesetzt werden konnten. Dabei war das Konzept eines nationalen Zentrums, das als Schrittmacher für das gesamte Wissenschaftssystem fungierte, eng mit den Bedingungen des ökonomischen Mangels und einer gefährdeten internationalen Konkurrenzfähigkeit verbunden. Die DDR-Forschungspolitik zentralisierte Kräfte, um Voraussetzungen für ein Schritthalten mit einer immer schnelleren wissenschaftlichen Entwicklung zu schaffen. Auch wenn in Buch, wie in anderen Forschungseinrichtungen des Landes, originelle und international anerkannte Ansätze entstanden, orientierte man sich konzeptionell und methodologisch weitgehend an Standards, die in westlichen Ländern gesetzt wurden. Insofern operierte das Forschungszentrum Buch an der Peripherie des globalen wissenschaftlichen Systems, wie es auch lokalgeographisch am äußeren Rand der Hauptstadt Berlin lag – ein Umstand, der nicht völlig nebensächlich war, da die vorstädtische Isolation spezifische Entwicklungsbedingungen mit sich brachte.

Buch war also nicht nur ein Ort der experimentellen Wissenschaft, sondern auch ein Experimentierfeld für die Organisation von Forschung sowie für ihre Verbindung mit medizinischen und industriellen Anwendungsfeldern. Es war ferner ein Ort, der für ein außeruniversitäres Forschungszentrum ein ungewöhnlich breites und vielschichtiges Spektrum disziplinärer Ansätze vereinte. Neben die klinische Onkologie und die experimentelle Erforschung der Krebsätiologie trat gegen Ende der 1950er Jahre als zweiter medizinischer Schwerpunkt die Kreislaufforschung, in der sich ebenfalls klinische und experimentelle Praktiken verbanden. In den Bucher Instituten wurden Projekte auf verschiedenen Gebieten der Biophysik, der Biochemie sowie der Zellbiologie verfolgt; ab Beginn der 1970er Jahre nahmen molekulargenetische und enzymologische Arbeiten mit biotechnologischer Ausrichtung einen wichtigen Platz ein. Das Institutsprogramm spiegelt damit zentrale Elemente der biologischen und medizinischen Wissenschaften wider, welche in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts das Gesundheitswesen, die Ökonomie und unser Verständnis des menschlichen Körpers radikal verändert haben.

In diesem Sinne verfolgt diese Arbeit zwei übergeordnete Ziele. Erstens soll die innere organisatorische und konzeptionelle Entwicklung des IMB und seiner Nachfolgeinstitute als Beitrag zum Verständnis des Gesellschaftssystems der DDR betrachtet werden. Wann immer in Buch die gegenwärtige und zukünftige Gestaltung des Institutskomplexes verhandelt wurde, standen grundsätzliche wissenschaftspolitische Konflikte und ökonomische Probleme deutlich sichtbar im Hintergrund. Aufgrund der „zentralen“ Rolle der Institute verwiesen die lokalen Verhältnisse stets auf generelle Tendenzen der Forschungsplanung, der Gesundheitspolitik und der Intelligenzpolitik, mithin auf Kernfragen des sozialistischen Staatsaufbaus. Zweitens werden anhand von in Buch bearbeiteten Forschungsgebieten globale Entwicklungslinien der modernen biologischen und medizinischen

Wissenschaften verfolgt. Die Bucher Institute vereinten Arbeitsgebiete, von denen einige – wie Onkologie und Molekularbiologie – wissenschaftshistorisch sehr ausführlich, andere aber kaum ihrer Bedeutung entsprechend untersucht worden sind. Dass die Bucher Projekte sich in einem „peripheren“ Wissenschaftssystem entwickelten, bedeutet nicht, dass sie nicht repräsentativ für die grundlegenden Tendenzen ihrer Disziplinen waren. Gerade infolge der Begrenztheit der materiellen Ressourcen und Kommunikationsmöglichkeiten, gerade durch die Notwendigkeit, sich an in westlichen Ländern genannten Forschungstrends zu orientieren, wurden hier die Bedingungen und Probleme bei der Umsetzung neuer Forschungszweige besonders deutlich sichtbar. Auch wenn das Wissenschaftssystem der DDR gemeinhin als autarkistisch und modernisierungsresistent gilt, wurde in ihrem führenden biologisch-medizinischen Institutskomplex beständig über Strategien der wissenschaftlichen Modernisierung nachgedacht, da die Spielräume für ihre Realisierung eingeschränkt waren. Zudem war er als nationales Zentrum ein Ort, an dem vorrangig neue Programme und Techniken erprobt wurden.

Diese Studie soll das Bild einer wissenschaftlich-technischen Revolution erweitern, deren Auswirkungen heute mehr denn je spürbar sind. Sie lenkt zugleich, obwohl sie den Fall eines untergegangenen planwirtschaftlich-autoritären Systems behandelt, den Blick auf Probleme der Forschungsorganisation und der Innovationspolitik, die sehr gegenwärtig sind. Bei dieser Ausrichtung auf globale Gesichtspunkte soll die lokale Spezifität der Bucher Institutsgeschichte keineswegs übergangen werden. Auf Traditionslinien, welche die Forschungsentwicklung nachhaltig prägten, wird besonderes Augenmerk gelegt; einige von diesen waren auch über die Zeitenbrüche von 1945 und 1989 hinweg wirksam. Aus diesem Grund bezieht die Darstellung auch die Geschichte des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Hirnforschung mit ein, obwohl diese bereits gut erschlossen ist und sich thematisch nicht ohne weiteres mit jener der Akademieinstitute in Beziehung setzen lässt. Das KWIH und das IMB waren bei allen programmatischen Unterschieden jedoch so sehr durch personelle und thematische Kontinuitäten miteinander verbunden, dass ein Verständnis des Neubeginns nach 1945 durch einen Abriss der Vorgeschichte wesentlich erleichtert wird. Zudem zeigen sich hinsichtlich der wissenschaftspolitischen Rahmenbedingungen sowie der Identität als klinisch-experimentelles Hybridinstitut einige interessante Parallelen. Schließlich fehlt es bei allen detaillierten historischen Studien bislang an einer ausführlichen Darstellung, welche die verschiedenen Perioden der Geschichte des KWIH zusammenfasst. Die so entstehende „lange“ Perspektive auf die Geschichte der Institute in Berlin-Buch kann nicht zuletzt Kontinuitäten und Brüche in der deutschen Wissenschaftsgeschichte des 20. Jahrhunderts verdeutlichen. Im Folgenden werden der Forschungsstand zu den drei beschriebenen Themenkomplexen – Geschichte des KWIH, Geschichte der Naturwissenschaften und der Forschungspolitik in der DDR und Geschichte der modernen Biowissenschaften – und die sich daraus ergebenden Fragestellungen skizziert.

Das KWI für Hirnforschung – Forschungsstand und Fragen

Wenige deutsche Forschungsinstitute haben so viel wissenschaftshistorisches Interesse erfahren wie das 1919 gegründete und ab 1930 in Buch ansässige Kaiser-Wilhelm-Institut für Hirnforschung. Hierfür gibt es hauptsächlich drei Gründe: Die außergewöhnliche Forschungskonzeption seiner Gründer, des Wissenschaftlerpaares Cécile und Oskar Vogt, die mit dem KWIH den neuartigen Typus eines neurobiologisch-klinischen Forschungsinstitutes schufen; die Arbeiten seiner genetischen Abteilung, deren Leiter Nikolai Timoféeff-Ressovsky heute zu den „Klassikern“ der Genetikgeschichte zählt; und nicht zuletzt die Forschungen an Gehirnen von Opfern der nationalsozialistischen Krankenmorde, deren Offenlegung in den 1980er Jahren entscheidend zu der Erkenntnis beitrugen, dass in der NS-Medizin Vernichtung und Erkenntnisstreben unmittelbar miteinander verbunden waren.

Die wichtigsten Etappen der KWIH-Geschichte, die bis zu ersten Planungen um die Jahrhundertwende zurückverfolgt werden kann, sind in Heinz Bielkas Gesamtdarstellung der Geschichte der Bucher Institute prägnant zusammengefasst.¹ Helga Satzinger und Jochen Richter haben detailliertere Studien zur frühen institutionellen und wissenschaftlichen Entwicklung des KWIH vorgelegt.² Größere Aufmerksamkeit erfuhr die Geschichte des Instituts erstmals in belletristischer, aber quellengestützter Form. Tilman Spenglers Roman „Lenins Hirn“ verarbeitet nicht nur den außergewöhnlichen Aufstieg des Ehepaares Vogt aus einer disziplinären Außenseiterrolle in eine akademische Machtposition, sondern berührt auch ihr schillerndes neurobiologisches Forschungsprogramm, das biologischen Grundlagen der Begabung ebenso nachspürte wie jenen der Kriminalität.³ Die vogtschen Ideen repräsentieren einen besonders ambitionierten, aber keineswegs völlig außergewöhnlichen Weg in der Frühzeit der modernen Hirnforschung. Die Stellung ihres hirnrarchitektonischen Konzepts im neurobiologischen Diskurs des späten 19. und des frühen 20. Jahrhunderts ist ebenso eingehend thematisiert worden wie seine Bezüge zu eugenischen Zielsetzungen.⁴ Eine Besonderheit der vogtschen Neuroanatomie war ihr breiter Ansatz, der Methoden und Ideen aus Physiologie, Genetik und Evolutionsbiologie einschloss; die Entwicklung dieses multidisziplinären Programms hat Helga Satzinger umfassend nachgezeichnet.⁵ Noch nicht im vollen Zusammenhang dargestellt ist dagegen die Realisierung dieses Programms nach der Ansiedlung des KWIH in Buch im Jahr 1930. Von den hier neu aufgebauten Arbeitsgebieten hat vor allem die Elektrophysiologie Aufmerksamkeit gefunden, aus welcher entscheidende Impulse zur Etablierung der Elektroence-

1 Bielka 2002.

2 Richter 1996; Satzinger 1998.

3 Spengler 1991.

4 Zur Einordnung der Vogts in die Entwicklung der Hirnforschung um die Jahrhundertwende vgl. Hagner 1994; zum Aspekt des „genialen“ Gehirns v.a. Richter 2000 und Hagner 2004; für sehr unterschiedliche Bewertungen der eugenischen Implikationen vgl. Satzinger 2003 sowie Hagner 2003.

5 Satzinger 1998; zur wissenschaftlichen Biographie der Vogts ferner Klatzo 2002.

phalographie (EEG) hervorgingen.⁶ Weitere Felder wie die Psycholinguistik, die Neurochemie und die Neurochirurgie sind bislang nur ansatzweise thematisiert worden.⁷ Allerdings konnten sich diese Projekte während ihrer kurzen Zugehörigkeit zum KWIH kaum entfalten; der von Oskar Vogt angestrebte interdisziplinäre Zusammenhang wurde in den wenigen Jahren bis zu seinem Ausscheiden 1937 nicht voll wirksam.

Eine Sonderstellung in der Geschichte des KWIH nimmt die genetische Abteilung unter Nikolai Timoféeff-Ressovsky ein. Während der beginnenden Auseinandersetzung mit der Geschichte der deutschen Eugenik in den 1980er Jahren wurde die Bedeutung ihres Leiters für die NS-Rassenhygiene zunächst sensationalistisch überzeichnet und dann unreflektiert abgestritten.⁸ Die Abteilung verkörpert jedoch nicht allein die Verflechtung zwischen Vererbungswissenschaft und Eugenik, sondern allgemeine theoretische und experimentelle Tendenzen in der Genetik der Zwischenkriegszeit.⁹ Als Vorreiter einer biophysikalisch-theoretisch orientierten Strahlengenetik ist Timoféeff-Ressovsky mittlerweile fachhistorisch als einer der Vorreiter der Molekulargenetik kanonisiert worden.¹⁰ Diese Vergangenheitskonstruktion hat sich in der Benennung des heutigen Bucher Forschungszentrums nach Max Delbrück, Mitte der 1930er Jahre Kooperationspartner von Timoféeff-Ressovsky und späterer Vordenker der US-amerikanischen Molekularbiologie, niedergeschlagen. Nicht zuletzt aus diesem Grund verdient die Geschichte der Bucher Genetik in dieser Arbeit eine kritische Revision.

Die Entwicklung des KWIH in der NS-Zeit bietet ein eindrückliches Beispiel für die Prozesse von Druck und Anpassung, die viele wissenschaftliche Institutionen unter dem neuen Regime durchliefen. Das Institut wurde 1933 zum Ziel zunächst gewaltsamer und dann politischer Angriffe, als deren Spätfolge Oskar Vogt 1937 den Direktorenposten aufgab. Es ist kontrovers diskutiert worden, ob diese Aktionen als gezielter Versuch des NS-Regimes zu werten sind, einen politisch suspekten Wissenschaftler zu beseitigen und ein großes Forschungsinstitut thematisch gleichzuschalten.¹¹ Da diese Frage sowohl für die Institutsgeschichte als auch für das Verständnis der NS-Wissenschaftspolitik bedeutend ist, wird sie hier eingehend diskutiert. Weitgehend geklärt ist die Rolle des Instituts in den NS-Krankenmorden. Seitdem Götz Aly Ende der 1980er Jahre dokumentierte, dass am KWIH systematisch Gehirne von Opfern der „T4“-Mordaktion bezogen und untersucht wurden, ist das Bucher Institut zu einem Synonym für die Verflechtung etablierter akademischer Forschung mit den „Euthanasie“-Morden geworden. Die

6 Borck 2005; ferner (v. a. zum EEG-Ingenieur J. F. Tönnies) Wunderlich 2014.

7 Zur psychologisch-phonetischen Forschung vgl. Simon 1992 & 2000.

8 Roth 1986; Berg 1990; Glass 1990. Ursächlich für diese Debatte war die belletristische Verarbeitung von Timoféeff-Ressovskys Leben (Granin 1988), welche wiederum durch seine legendäre Stellung als dissidenter Spiritus rector der sowjetischen Molekularbiologie motiviert war.

9 Satzinger 1999 & 2003, Gausemeier 2005; für Leben und Werk Timoféeff-Ressovskys vgl. Paul/Krimbas 1992; Satzinger/Vogt 2001.

10 Sloan 2011.

11 Richter 1996; Reindl 1999; Schmuhl 2000; Gausemeier 2005; Rürup 2008, S. 339–344.

Einbindung des Instituts in die „T4“-Strukturen sowie der wissenschaftliche Kontext sind seitdem detailliert analysiert worden; dass Mordopfer gezielt nach den Forschungsinteressen des KWIH ausgewählt wurden, kann als gesichert gelten.¹² Im Zusammenhang mit den Grenzüberschreitungen in der Neuropathologie geriet auch in den Blick, dass das KWIH seit Kriegsbeginn immer stärker in militärmedizinische Strukturen, speziell der Luftwaffe, eingebunden war und damit potentielle Berührungspunkte zu dokumentierten verbrecherischen Menschenexperimenten aufwies. Der Fall von Unterdruckversuchen an minderjährigen Patienten aus einer psychiatrischen Anstalt zeigt auf, dass zwischen den luftfahrtmedizinischen Forschungen und den Untersuchungen im Rahmen des „T4“-Programms Überschneidungen vorlagen.¹³ Welche Rolle das KWIH in den höhenphysiologischen Forschungen spielte, die in den mörderischen Unterdruckversuchen im KZ Dachau kulminierten, ist bislang nicht vollständig geklärt. Während der Inhalt der kriegsbezogenen Projekte nur teilweise dokumentiert ist, hat insbesondere Hans-Walter Schmuhl ein klares Bild des militärmedizinischen Kontexts gezeichnet, in welchem das KWIH während des Krieges operierte.¹⁴ Neue Aspekte hinsichtlich der Beteiligung des KWIH an entgrenzten neuropathologischen und militärphysiologischen Forschungen wären nur aus umfassenderen Untersuchungen der regionalen psychiatrischen sowie der luftwaffenmedizinischen Netzwerke zu erwarten, die im Rahmen dieser Studie nicht geleistet werden konnten.

Angesichts einer weitgehend ausgeschöpften Quellenlage und der zahlreichen Fallstudien trägt die Darstellung zur Geschichte des KWIH zwangsläufig den Charakter einer Zusammenfassung, die insbesondere genauer auf strittige Fragen eingeht und Lücken zwischen den bestehenden Wissenbeständen schließt. Dabei wurden, neben publiziertem Material, überwiegend bereits gut bekannte Quellen wie die im Archiv zur Geschichte der Max-Planck-Gesellschaft (Berlin) überlieferten Institutsakten herangezogen. Intensiver genutzt wurden Überlieferungen im Krupp-Archiv (Essen), welche Korrespondenzen zwischen den Vogts und ihren wichtigsten Gönnern, der Krupp-Familie, sowie zahlreiche Dokumente zur Institutsgeschichte enthalten. Auf Basis dieses bislang noch nicht voll ausgeschöpften Materials war es möglich, die Entstehungsgeschichte des Instituts um neue Facetten zu erweitern. Damit können auch die Zielsetzungen und Strukturen, mit denen das KWIH 1930 in Buch seine Arbeit aufnahm, genauer umrissen werden.

Wissenschaft und Politik in der DDR – Forschungsstand und Fragen

Seit der Vereinigung der beiden deutschen Staaten ist die Geschichte der Wissenschaftspolitik, der Hochschulen und der naturwissenschaftlichen Forschung in der DDR in zahlreichen Studien thematisiert worden. Grundlage für dieses Interesse

12 Aly 1987; Schmuhl 2000; Peiffer 2000 & 2005; Hübener 2002; zum Umgang mit den Hirnpräparaten nach 1945 vgl. Weindling 2017.

13 Deichmann 1995, S. 308–313; Schwerin 2004, S. 281–319.

14 Schmuhl 2000; zu den höhenphysiologischen Forschungen der Luftwaffe vgl. Roth 2001.

sind vor allem zwei Fragen – einerseits jene nach dem Verhältnis zwischen dem Herrschaftsanspruch der SED und der Autonomie der Wissenschaft, andererseits jene nach den Möglichkeiten wissenschaftlicher Leistungs- und Innovationsfähigkeit unter den Bedingungen einer autoritären Planwirtschaft mit begrenzten Mitteln. Darstellungen zur Hochschulpolitik, insbesondere Ralph Jessens umfassende und detaillierte Studie, haben gezeigt, dass die Versuche zu einer politischen Durchdringung des akademischen Systems auf erhebliche Widerstände stießen, bis um 1970 der Anpassungsdruck auf die WissenschaftlerInnen sowie die Präsenz der SED deutlich anstiegen. Verschiedene Arbeiten zur Geschichte ostdeutscher Universitäten haben dieses Bild an konkreten Beispielen erweitert und bestätigt, dass hinsichtlich der direkten Einflussnahme von Partei und Staat klare Unterschiede zwischen Natur- und Gesellschaftswissenschaften bestanden.¹⁵

Ähnlich groß war das Gefälle zwischen den Hochschulen und den naturwissenschaftlichen Instituten der Deutschen Akademie der Wissenschaften (ab 1973 Akademie der Wissenschaften der DDR, AdW), die wesentlich größere politische Freiräume boten. Dennoch lässt sich auch die Akademie als Experimentierfeld der Intelligenzpolitik betrachten, auf dem versucht wurde, ein neues Modell der sozialistischen Elitenbildung aufzubauen. Die umfangreiche Historiographie zur DAW/AdW hat diesen Aspekt eingehend diskutiert; vor allem aber behandelt sie die Akademie in jener Funktion, die seit ihrer Gründung für sie vorgesehen war: als Flaggschiff der außeruniversitären Forschung und damit als Angelpunkt staatlicher Forschungspolitik.¹⁶ An den Entwicklungen in der Akademie, die sowohl für die Durchführung strategisch wichtiger Forschungsvorhaben als auch für die Organisation von Forschungsgebieten verantwortlich war, lassen sich grundsätzliche Tendenzen der Strukturbildung und Planung in der Forschung nachvollziehen. Ihre Institute – speziell solche mit enger Industriebindung – sind der Ansatzpunkt für die ausführlichsten Studien zum Verhältnis zwischen den Naturwissenschaften und ökonomischen Innovationsprozessen in der DDR.¹⁷ Vor allem mit Blick auf die DAW/AdW haben einige Autoren herausgearbeitet, dass es primär das Missverhältnis zwischen akademischen Forschungspotentialen und komplementären industriellen Entwicklungskapazitäten war, das die viel beschworene Freisetzung der „Produktivkraft Wissenschaft“ für die DDR-Ökonomie hinter den Ansprüchen zurückbleiben ließ.¹⁸ Dieser Befund wird in dieser Studie genauer verfolgt, da akademisch-industrielle Wechselbeziehungen bislang nur für einzelne Forschungsbereiche näher analysiert wurden. Auch die Möglichkeit, anhand von Akademieprojekten die Ebenen der Wissenschaftsplanung und der wissenschaftlichen Praxis in direktem Zusammenhang zu betrachten, sind bislang kaum erschöpfend genutzt worden. Nur für wenige Institute liegen historische Arbeiten

15 Jessen 1999; Hänseroth 2003; Hoßfeld/Kaiser/Mestrup 2007; Tenorth 2010; Schulz 2010; für eine Zusammenfassung hochschulpolitischer Entwicklungen vgl. Malycha 2009.

16 Nötzoldt 1997; Nötzoldt 2002; Kocka/Mayntz 1998; Scheler 2000; Mayntz 2002; Kocka 2002.

17 Gläser/Meske 1996; Schramm 2008.

18 Laitko 1997; Gläser/Meske 1996; Mayntz 2002.

vor, welche nur teilweise näher auf die Forschungspraxis eingehen.¹⁹ Die umfangreiche Literatur zur Hochschulgeschichte ist für das Verständnis wissenschaftshistorischer Entwicklungen zumeist nicht sehr ergiebig, da sie überwiegend die Auswirkungen von Staats- und Parteipolitik auf Fakultäts- oder Institutebene behandelt.²⁰ Insgesamt ist die Historiographie zur Wissenschaft in der DDR stark durch einen Blick „von oben“ geprägt. Dies gilt nicht nur für die Studien, welche die Grundzüge staatlicher Wissenschaftspolitik in den 1950er und 1960er Jahren umrissen haben.²¹ Auch die Geschichtsschreibung zur DAW/AdW betrachtet eher die politisch-strukturellen Veränderungen auf der Leitungsebene als die Forschungsrealität in den Instituten. Ansätze für eine Perspektive, die beide Momente miteinander in Verbindung bringt, fehlen keineswegs, insbesondere für das Gebiet der Biowissenschaften. Die in den 1960er und 1970er Jahren unternommenen Versuche, Strukturen und Programmatik der Akademieinstitute zu modernisieren, sind mehrfach diskutiert worden. Die Beiträge ehemaliger leitender Mitarbeiter der Bucher Institute, Heinz Bielka und Günter Pasternak, haben hierfür eine wichtige Basis geliefert.²² Das Bucher Forschungszentrum steht dabei als zentraler Schauplatz einer ambitionierten Planungspolitik zwangsläufig im Mittelpunkt.²³ Allerdings dominiert auch hier ein programmatisch-politischer Fokus, neben dem Projektstrukturen und Resultate der Akademieinstitute zumeist recht oberflächlich behandelt werden; dies trifft auch auf Andreas Malychas Studie zur biowissenschaftlichen Forschungsplanung zu, die bislang ausführlichste Darstellung zu einem größeren Teilgebiet der DDR-Wissenschaft.²⁴

Die Forderung nach einer eingehenderen Rekonstruktion der Vorhaben, Probleme und Ergebnisse der Forschung ergibt sich nicht allein aus dem Interesse am wissenschaftshistorischen Detail. Sie ist unmittelbar relevant für die Bewertung des Wechselverhältnisses von Politik und Wissenschaft unter den Bedingungen des sozialistischen Systems. Die genannten Arbeiten zur DDR-Forschungspolitik allgemein sowie zur Situation in den Biowissenschaften sind fast durchgehend von dem Tenor durchzogen, dass die Planungspolitik der 1960er und 1970er Jahre gemessen an ihren Ansprüchen und am internationalen Leistungsniveau „gescheitert“ sei. Dieses Scheitern wird teils implizit und teils explizit aus der Annahme erklärt, die Prinzipien zentralistischer Planung und das Wesen innovativer Forschung seien generell nicht miteinander vereinbar.²⁵ Damit werden, wie Mitchell

19 Abele 1999; Stange 2001; Diesener 2002; Müntz/Wobus 2012.

20 Ein interessantes Gegenbeispiel zur klassischen Universitätshistoriographie bietet das Projekt zur Geschichte der TU Dresden, das themenbezogene wissenschaftshistorische Teilstudien umfasst; vgl. Hänseroth 2003.

21 Wagner 1992; Tandler 2000.

22 Bielka/Hohlfeld 1998; Bielka 2002; G. Pasternak 2002; Böhme/Diesener 2005.

23 Hohlfeld 1997; Reindl 1999; Tandler 2000; Thoms/Malycha 2010.

24 Malycha 2016.

25 Besonders deutlich in der Formulierung bei Malycha (2005, S. 203) der Grundfehler der Planungspolitik habe darin bestanden, dass „in modernen Gesellschaften wirtschaftliches Wachstum und die wissenschaftliche Leistungsfähigkeit auf nicht sicher planbarer und voraussehbarer Innovation beruhen“.

Ash kritisiert hat, die gesellschaftlichen und ökonomischen Verhältnisse in der DDR a priori als defizitär betrachtet und an westlichen Verhältnissen und Begriffen von Modernität gemessen. Ash fordert eine wissenschaftshistorische Perspektive, welche die Forschung vor dem Hintergrund der Modernisierungsziele des Systems und seiner politisch-ökonomischen Rahmenbedingungen analysiert.²⁶ Dabei müssen auch die Erkenntnisziele der wissenschaftlicher Vorhaben, lokale Voraussetzungen und internationale Vergleichsfälle mit reflektiert werden. Eine Großforschungseinrichtung wie der Bucher Institutskomplex ist für eine solche Sichtweise ein geeigneter Ansatzpunkt. Die Umsetzung wissenschaftspolitischer Projekte – und die damit verbundenen Kontroversen – lassen sich hier anhand einer guten Quellenlage ebenso nachvollziehen wie die Entwicklung von Forschungsprojekten.

Die zahlreichen Einzelstudien, die im weitesten Sinne Aspekte der biologischen und medizinischen Forschung in der DDR behandeln, können hier nicht ausführlich wiedergegeben werden.²⁷ Hervorzuheben ist ein generelles Interesse an solchen Entwicklungen, welche die Prägung der Wissenschaft durch die politischen Bedingungen des SED-Staates besonders zu verkörpern scheinen. Dazu gehört der ausgeprägte Pharmakamissbrauch im Sport, der auch eine gezielte Einbindung der Forschung mit einschloss.²⁸ In jüngster Zeit wurde der schon seit längerer Zeit geäußerte Verdacht auf eine Häufung ethisch und medizinisch bedenklicher Medikamentenstudien thematisiert. Die Vermutung, global geltende Standards seien flächendeckend und systematisch verletzt worden, ließ sich dabei jedoch nicht bestätigen.²⁹ Größeres Interesse hat auch die genetische Forschung erfahren, unter anderem darum, weil sie als besonders beeinträchtigt durch die Einwirkungen von Parteidogmen galt.³⁰ Tatsächlich führte die aus der Sowjetunion übernommene Anti-Genetik des Agronomen Trofim D. Lyssenko in den 1950er Jahren zu beträchtlichen Auseinandersetzungen in der DDR; der Einfluss des Lyssenkoismus blieb indessen zeitlich eng begrenzt. Ihn als Paradigma für die „Ideologisierung“ der Biologie in der DDR zu betrachten, führt zwangsläufig zu einer Verkürzung des Wechselverhältnisses zwischen Politik und Wissenschaft auf einen – zudem mäßig erfolgreichen – Spezialfall versuchter Dogmenbildung.³¹ Natur- und Technikwissenschaftler waren seit den späten 1960er Jahren zwar insofern Objekt von Politisierungsversuchen, als sie regelmäßig einer Indoktrination

26 Ash 1997, S. 1–4.

27 Für Versuche einer Gesamtbewertung der Situation in der Hochschulbiologie vgl. Höxtermann 1997a & 1997b.

28 Latzel 2009.

29 Hess/Hottenrott/Steinkamp 2016. Allgemein fehlt ein umfassendes Bild der Arzneimittelregulierung und -testung in der DDR genauso wie für die BRD; für einen ersten Ansatz vgl. Klöppe/Balz 2010.

30 Weisemann/Kroener/Toellner 1997; Geißler 2010.

31 So diskutiert Hohlfeld (1997, S. 218–219) in seinen Ausführungen zur „Ideologisierung der Biologie“ den sehr intensiven Lyssenkoismus-Konflikt am DAW-Institut für Kulturpflanzenforschung, ohne dass klar wird, ob der Fall ein generelles Muster oder eine Ausnahmeerscheinung repräsentieren soll.

in Form von Parteischulungen ausgesetzt waren; eine erkennbare Parteilinie hinsichtlich der theoretischen Formulierung von Forschungsergebnissen existierte jedoch nicht. Während sich durchaus einige WissenschaftlerInnen bemühten, ihren Arbeiten eine dialektisch-materialistische Ausrichtung zu geben, war die Forschung sehr viel stärker durch Konzepte und Praktiken geprägt, die aus den westlichen Zentren übernommen wurden. Carsten Timmermann hat die Koexistenz beider Tendenzen in einem instruktiven Beitrag über zwei kreislaufmedizinische Projekte thematisiert, die Teil des Bucher Forschungszentrums waren.³² In diesem Sinne muss der Versuch, die Wissenschaft in der DDR politisch zu kontextualisieren, breiter gefasst sein. Politische Abgrenzung gegenüber dem Westen, Überwachungsobsession und autoritative Sprachregelungen waren systemspezifische Rahmenbedingungen, die der sozialistische Staat den Wissenschaften setzte, aber sie waren nicht die allein entscheidenden. Auch seine institutionellen Strukturen sowie sozial- und wirtschaftspolitischen Ziele wirkten mittelbar auf die wissenschaftliche Produktion ein. Der Zentralismus der Planwirtschaft und die gerade im Forschungsbereich ausgeprägte Ressourcenknappheit prägten die Arbeitsformen in den Instituten stärker als die weltanschaulichen Grundsätze der Parteitagebeschlüsse. Eine wesentliche systemische Voraussetzung, die sich in den klinischen Projekten des Bucher Forschungszentrums deutlich niederschlug, war ferner die Ausrichtung des DDR-Gesundheitswesens auf Ziele der Prävention und der Breitenversorgung, die sich an sozialhygienischen Traditionen orientierte.³³

In der Geschichtswissenschaft ist in den letzten Jahren intensiv darüber diskutiert worden, ob es epistemologisch und moralisch vertretbar ist, die DDR als „normalen“ Staat zu betrachten.³⁴ In Bezug auf ihr Wissenschaftssystem ergibt sich diese Forderung aus dem Umstand, dass die wissenschaftliche, technologische und ökonomische Entwicklung in der DDR von Problemen und Zielsetzungen bestimmt wurde, die sich nicht grundsätzlich von jenen in anderen Industriestaaten unterschieden. In einem Forschungszentrum wie Buch, das trotz aller kommunikativen Hindernisse stets in internationalen Zusammenhängen arbeitete, zeigte sich dies sehr deutlich. Dementsprechend sollen hier die Praktiken der Forschung, ihre Wechselwirkungen mit ihrem ökonomischen und technischen Bedingungen, die Herausbildung von Projekten im Vordergrund stehen. Auf dieser

32 Timmermann 2005. Die Gegenüberstellung des rein experimentell arbeitenden Instituts für Kreislaufaufforschung sowie des klinisch-experimentellen Instituts für kortiko-viszerale Pathologie und Therapie als „westlich“ und „östlich“ geprägte Institute fällt bei Timmermann allerdings etwas zu schematisch aus; vgl. hierzu Kap. III.7.. Die im letztgenannten Institut verfolgte, auf Ideen Iwan P. Pawlows beruhende materialistisch-psykosomatische Pathophysiologie war wie der Lyssenkoismus ein wissenschaftsideologischer Sowjetimport der 1950er Jahre, dessen Einfluss in der DDR bislang noch nicht adäquat reflektiert wurde; vgl. hierzu Busse 1998 und Scholz/Steinberg 2011.

33 Moser 2002; Schleiermacher/Pohl 2009; Timmermann 2005 & 2012.

34 Auf die Grundsatzdebatten zwischen einer vom Totalitarismuskonzept geprägten und einer den internationalen Kontext betonenden Position soll hier nicht genauer eingegangen werden; für eine konzise Kritik an der Herauslösung der DDR aus internationalen Zusammenhängen und dem Kontinuum deutscher Geschichte vgl. Fulbrook 2013.

Grundlage lassen sich auch lokale und nationale Besonderheiten stärker herausarbeiten. Das Moment der politischen Kontrolle durch Staat und Partei soll mit dieser Betonung wissenschaftsinterner Prozesse keineswegs übergangen werden. Die Bucher Institutsgeschichte beinhaltet zahlreiche Beispiele dafür, wie die SED beständig versuchte, ihren Einfluss auf Leitungsstrukturen und Kaderauswahl zu erweitern. Allerdings blieb der Druck wie in anderen Akademieinstituten sehr viel geringer als etwa an den Hochschulen. Buch war insofern nicht exemplarisch für die Formen direkter Herrschaftsausübung, wie sie für andere Felder der Wissenschaft gut dokumentiert sind.³⁵ Als Ort der Forschung soll der Institutskomplex vor allem unter dem Gesichtspunkt behandelt werden, wie sich die politisch-ökonomischen Bedingungen in seiner wissenschaftlichen Tätigkeit niederschlugen. Dafür ist es notwendig, verschiedene Gebiete seiner Forschungspraxis genauer zu betrachten und sie in einen internationalen Kontext zu stellen.

Die Bucher Institute in globaler Perspektive – Forschungsstand und Fragen

In der Historiographie zur Wissenschaft in der DDR ist in jüngerer Zeit der wichtige Aspekt der deutsch-deutschen Wechselwirkungen betont worden.³⁶ Dagegen wird nur selten auf Vergleichsfälle und Anregungen aus der internationalen wissenschaftshistorischen Literatur zurückgegriffen. Damit bleiben nicht nur Möglichkeiten ungenutzt, bestimmte forschungshistorische Entwicklungen in größere Zusammenhänge einzuordnen. Studien zur Geschichte von Forschungssystemen und -institutionen in Westeuropa und den USA beinhalten auch Bezugspunkte für das Verständnis wissenschaftspolitischer Strukturen. Besonders interessante Vergleichsfälle zur Geschichte des nationalen Forschungszentrums Buch bietet Jean-Paul Gaudillière's Arbeit über die Rekonstruktion der französischen Biomedizin in den Nachkriegsjahrzehnten.³⁷ Das französische Wissenschaftssystem war ähnlich wie jenes der DDR zentralistisch strukturiert und setzte ebenfalls auf Modernisierung durch nationale Zentrenbildung sowie umfassende Forschungsplanung. Parallelen bestanden auch hinsichtlich einer Orientierung an der amerikanischen Forschung, deren Leistungsfähigkeit zugleich als bedrohlich und vorbildlich wahrgenommen wurde; in dieser Beziehung bestanden Ähnlichkeiten zwischen vielen europäischen Staaten. Ab den 1960er Jahren wurde insbesondere das Zukunftsgebiet der Molekularbiologie zum Gegenstand nationaler und übernationaler Planungsinitiativen.³⁸ Wie eine Reihe neuerer Studien über die Förderung biowissenschaftlicher Fachgebiete in der BRD verdeutlicht, galten dabei Kräftekonzentration und der Umbau veralteter disziplinärer Strukturen als Mittel der Wahl, um den Rückstand zum amerikanischen Vorbild aufzuholen – ganz ähnli-

35 Jessen 1999; Malycha 2005; Malycha 2009.

36 Niederhut 2007; Arndt 2008.

37 Gaudillière 2002.

38 Krige 2002; Strasser 2002; Strasser 2006.